

Gisela Trommsdorff

Identitätsprozesse im kulturellen Kontext und im sozialen Wandel

Sozialer Wandel, Modernisierungsprozesse, soziale Umbrüche und Transformationen vollziehen sich nicht nur in institutionellen Änderungen. Vielmehr setzen institutionelle Änderungen individuelle Einstellungen und Verhaltensweisen voraus und beeinflussen diese. Daher muß auch die Analyse von Transformationsprozessen individuelle Orientierungen und individuelles Handeln sowie deren Grundlagen mit berücksichtigen. Eine wesentliche Grundlage individuellen Handelns ist in der Identität des Handelnden verankert.

In der Tat thematisieren eine Vielzahl von mikrosoziologischen und psychologischen Studien zu Transformationsprozessen nach der Wende als Hauptprobleme Identitätskrisen und Orientierungslosigkeit. Es würde sich lohnen, einmal die Titel von Arbeiten vor und nach der Wende im Hinblick auf die Häufigkeit der Verwendung des Identitätsbegriffes zu vergleichen. Dabei hat man den Eindruck, daß ohne Identitätsforschung keine sozialwissenschaftliche Transformationsforschung möglich ist, wobei allerdings Identität zu einer Worthülse verkommt.

Darüber hinaus ist die sozialwissenschaftliche Forschung zur Identitätsproblematik in Mißkredit geraten, weil zu dieser Thematik häufig Befindlichkeitsforschung betrieben wurde. Wie die Betroffenen sich fühlen, wüßten sie selbst am besten. Forschung zu Identitätskrisen etc. könnte daher auch nur von den Betroffenen selbst durchgeführt werden. Eine wissenschaftliche, daß heißt auf objektiven und nachprüfaren Grundlagen beruhende Analyse von individuellen Besonderheiten, wie der Identität, wäre danach unmöglich.

Dies ist eine unnötige und überflüssige Verstümmelung von Identitätsforschung. Vielmehr kann der Identitätsbegriff ein wichtiges Konzept bei der Analyse sozialer und psychologischer Prozesse bei der Transformation sein, wenn man diesen Begriff in einen theoretischen Rahmen einordnen und methodisch fundieren würde. Bei genauerer Kenntnis der identitätsstiftenden sozialen und psychologischen Faktoren und der identitätsstützenden sozialen und psychologischen Bedingungen sind wir besser in der Lage, unterschiedliche Identitäten zu beschreiben und deren Funktion zu studieren, um daraufhin z.B. Verhalten und Anpassungen im Transformationsprozeß zu verstehen und vorherzusagen.

Identität ist ein Teil des *Selbstkonzeptes* (vgl. Hormuth & Otto, 1994) und als solches eine individuelle Orientierung, die die eigene Person in Bezug zur (persönlichen, sozialen und physikalischen) Umwelt setzt und Selbstbewertung (in bezug auf das gegenwärtige und vergangene sowie ideale Ich) mit einschließt. Identitätsbildung erfolgt als lebenslanger Prozeß, bei dem strukturell-kognitive und affektive Aspekte von Selbstverpflichtung (commitment) wirksam werden. Diskontinuitätserlebnis von Identität aufgrund biographischer Brüche oder erlebter Diskrepanzen zwischen Identität und sozialen Erwartungen und Gegebenheiten können identitätsbelastende Wirkungen haben. Solche Belastungen sind zu Zeiten massiven sozio-ökonomischen und wirtschaftlichen Wandels zu erwarten.

Identität fließt in individuelles Handeln und damit in Person-Umwelt-Beziehungen ein. Insofern ist Identität subjektiv erlebt; sie ist aber auch intersubjektiv vermittelt und in der sozialen Interaktion auch gemäß *sozialen Kategorien* objektivierbar. D.h., man erlebt sich selbst z.B. als Deutscher, als Frau/Mann, als Dreißigjähriger, als gesund, stark, als kreativ, anregend, flexibel und kultiviert. Vor allem erlebt man sich in der Kontinuität eigener Entwicklung, d.h. auch der eigenen Herkunft, z.B. als Kind dieser Eltern, als Absolvent dieser Schule. Identität ist das Ergebnis eigener Erfahrungen und einer eigenen Lebensgeschichte, sie mündet in eine eigene Zukunft.

Identität ist individuell *verschieden strukturiert* und für den Einzelnen *inhaltlich unterschiedlich* bedeutsam. Für den einen bedeuten bestimmte Identitätsmerkmale, z.B. ein Deutscher zu sein, ein Stück positiver Identität, für den anderen ist dies ein Problem und für wieder andere ist dies neutral und irrelevant. Man mißt also verschiedenen Identitätsmerkmalen unterschiedlich hohe Bedeutung zu. Dabei sind einige dieser Merkmale zentral für die Identität und andere sind peripher. Die zentralen Merkmale hängen eng miteinander zusammen, so daß (erforderliche) Änderungen in solchen zentralen Bereichen auch Änderungen in benachbarten, weniger zentralen Bereichen bewirken. Wenn sich Identität bis zur Wende um die Rolle als arbeitende Mutter strukturiert hat und diese Rolle nach der Wende wegbreicht, ändern sich damit zusammenhängende Merkmale der Selbstbewertung.

Identität - mit ihren peripheren und zentralen Merkmalen - wird als Teil des Selbstkonzeptes bereichs- und situationsspezifisch bewertet, aktiviert und handlungsrelevant. Beim Handeln versucht man zum einen, nicht in Widerspruch zum eigenen Selbstkonzept zu geraten, und zum anderen, dieses Selbstkonzept anderen Personen zu vermitteln, um von anderen in dieser Hinsicht anerkannt zu werden. Soziale Anerkennung verstärkt das eigene Selbstkonzept.

Identitätserleben ist Teil von subjektiven *Deutungsschemata*. Einige Merkmale der Identität werden als schicksalsbedingt erlebt, wie z.B. die körperliche Beschaffenheit. Andere werden als variabel und veränderbar erlebt. Ob die Veränderbarkeit als selbstverursacht wahrgenommen wird, ob wir z.B. versuchen, durch eigene Leistung unseren Idealvorstellungen näherzukommen, ob wir uns das zutrauen und uns tatsächlich bemühen, bestimmte Ziele zu erreichen, hängt vom Selbstkonzept, insbesondere der Selbstbewertung bzw. der erlebten Diskrepanz zwischen Ideal- und Realbild, und unserer Kontrollüberzeugung ab. Selbstbewertungen, Zukunftserwartungen und Kontrollüberzeugungen wiederum fließen in tatsächliches Verhalten ein und vermitteln Informationen über Erfolge und Mißerfolge, die im Rahmen aufgebauter selbstwertrelevanter Deutungsmuster interpretiert

tiert werden und so zu einer Stabilisierung von Identität beitragen - sei es als Teil eines eher positiven oder eher negativen Selbstkonzeptes.

Identitätsbildung ist insofern ein *aktiver* Prozeß der handelnden Person, die ihr Bild über sich im Sinn der Selbstreflexion selbst konstruiert, diesem Bild bestimmte Bedeutungen gibt und entsprechend handelt. Dabei ist nach James (1890/1950) das Selbst als Subjekt durch Kontinuität, Distinktheit, eigenen Willen und Selbstreflexion gekennzeichnet (vgl. auch Damon & Hart, 1982). Identitätsbildung ist aber insofern auch ein Ergebnis *sozialer* Prozesse, durch die die Person Informationen darüber erhält, was sozial erwünscht ist und wie andere die Person (z.B. in bezug auf physische, soziale und psychische Merkmale) sehen und beurteilen (Selbst als Objekt). Somit ist Identität ein Prozeß, den die Person selbst gestaltet, wobei sie von der sozialen Umwelt beeinflusst wird und gleichzeitig wieder die soziale Umwelt mit beeinflusst.

Diese Wechselwirkungsprozesse zwischen Identitätsbildung und sozialen Bedingungen stabilisieren die Identität sowie auch soziale Beziehungen. Identitätsbildung sollte daher immer im Zusammenhang mit dem sozialen Kontext, d.h. den Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft erfaßt werden. Gerade in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche wie gegenwärtig in Ostdeutschland erscheint es besonders aufschlußreich, Identitätsbildungsprozesse und deren Beziehung zum sozio-politischen Wandel zu untersuchen.

Im folgenden werden *erstens* die Identitätsbildung aus entwicklungspsychologischer Perspektive, *zweitens* aus sozial- und *drittens* aus kulturpsychologischer Perspektive behandelt, um dann im *vierten* Teil auf Fragen zu Identität und sozialem Wandel zu kommen.

1. Entwicklungspsychologische Voraussetzungen

1.1 Entwicklungsgrundlagen

Inzwischen wissen wir, daß die Entwicklung des Selbst im zweiten Lebensjahr beginnt, und zwar aufgrund enormer kognitiver

Leistungen, die ihrerseits erst aufgrund neurophysiologischer Prozesse möglich sind und schließlich dazu führen, daß zwischen der eigenen und anderen Personen unterschieden wird. Wenn jetzt andere Personen als andere erkannt werden, beginnen Prozesse des Vergleichs mit anderen. Dabei werden zunächst einmal äußere physische Merkmale in den Wahrnehmungsprozeß einbezogen. Im weiteren Entwicklungsverlauf werden Wahrnehmungsprozesse stärker auf psychische Merkmale gerichtet, die als stabil und kontinuierlich gesehen und bewertet werden, also z.B. die individuellen Interessen, Fähigkeiten, Kenntnisse etc.. Dabei wird zunehmend die kognitive Fähigkeit aufgebaut, das eigene Selbstbild durch Übernahme der Perspektive von anderen zu entwickeln. Die durch die Sicht von anderen vermittelte Identität ist ein Teil der sozialen Identität (vgl. Cooley, 1902, „looking glass self“). Bei Mead (1934) sind die in Interaktion mit anderen gewonnenen subjektiven Erfahrungen der Person über das eigene Selbst der „me“-Aspekt der sozialen Identität. Diese in sozialen Interaktionen aufgebauten Reflexionen der Perspektive der anderen führen zu Verhaltensreaktionen, die verstärkend auf die soziale Identität einwirken und zu deren Kontinuität beitragen.

Entwicklungspsychologisch gesehen erfolgt nach Damon und Hart (1988) die Identitätsentwicklung (von der frühen über die mittlere und späte Kindheit zur frühen und späten Adoleszenz) von der Entwicklung des physischen Selbst zum aktiven, dann zum sozialen und schließlich zum psychologischen Selbst. Diese Entwicklungsstufen erfolgen über folgende strukturelle Merkmale: Kontinuität, Distinktheit, Volition und Selbstreflexivität. Dabei ist die Entwicklungsrichtung zunächst auf periphere und später auf zentrale Merkmale fokussiert.

Beim Aufbau der Identität sind immer Vergleiche mit anderen Personen, zunächst mit den nahestehenden Eltern und altersgleichen Freunden wirksam, zum einen zur eigenen Identitätsbestimmung und zum anderen zur Abgrenzung von diesen Personen. Mit anderen vergleicht man sich, um sich über die eigene Identität und deren Bedeutung klar zu werden. Dabei vergleicht man sich nicht mit irgendwelchen Personen, sondern mit sol-

chen, die einem wichtig und in gewisser Hinsicht ähnlich und sympathisch sind, oder die man als Vorbild wählt; aber man vergleicht sich auch mit Personen, von denen man sich positiv abheben möchte.

Die Maßstäbe für die Bewertung werden zum einen also von außen übernommen, aber sie werden auch intern aufgebaut. Entsprechend erfolgen *Selbstbewertungen* über soziale und individuelle Vergleichsprozesse und dies (je nach Bewertungsmaßstäben) mit eher positivem oder negativem Ergebnis. Selbstbewertungsprozesse werden früh entwickelt, z.B. in bezug auf die eigene Leistungsfähigkeit; sie beeinflussen die Entwicklung von Motiven und damit generalisierten bewertenden Zielsetzungen, z.B. der Leistungsmotivation, aber auch sozialer Motive wie des Aggressions- oder Machtmotivs (vgl. Heckhausen, 1989).

Bei Selbstbewertungsprozessen gestaltet die Person ebenfalls einerseits aktiv mit, andererseits werden die Bewertungen sozial vermittelt, und zwar schon sehr früh durch Bindungsprozesse an die engste Bezugsperson. Bei einer sicheren Bindung sind die Ergebnisse von Selbstbewertungen eher positiv. Das beeinflusst die weitere soziale, emotionale, motivationale und kognitive Entwicklung. Sicher gebundene Kinder mit positivem Selbstwert sind beliebter und sozial angepaßter (Sroufe, 1979). Unsicher gebundene Personen neigen eher zu feindseligen Attribuierungen und zu höherer Aggressionsbereitschaft (vgl. Staub, 1986). Bei unsicherer Bindung werden oft selbstwerterhöhende kompensatorische Maßnahmen ergriffen, die meist aber nicht die gewünschte oder nur kurzfristige Wirkung haben.

Dies ist ein wichtiger Schritt der Identitätsbildung: in der sozialen Interaktion mit anderen die eigene Identität aufbauen, vermitteln, erkennbar machen und selbst erkennen. Insofern erfolgt die Entwicklung von Identität immer in bezug zum sozialen Kontext.

1.2 Entwicklung von Identität in der Lebensspanne

Im Jugendalter wird die eigene Identität stabilisiert. Die physischen, sozialen und psychischen Merkmale der Identität werden zunehmend mehr als einheitlich und integriert sowie als ein über

verschiedene Situationen hinweg kontinuierliches System erlebt. Um eine in diesem Sinne „achieved“ identity (Erikson, 1968; Marcia, 1990) zu erreichen, sind jedoch Prozesse der Ablösung und Identitätsdiffusion, der Übergänge (Moratorium) und der Festlegung (commitment) erforderlich. Jetzt werden Wertorientierungen gesucht und auch wieder fallengelassen, um - je nach kulturellem Kontext - ein Wertesystem aufzubauen, das dem Selbstkonzept entspricht, an dem man sich orientiert und mißt und das dann auch zentral für die Identität wird. Dabei werden Diskrepanzen zwischen dem aktuellen und idealen Selbst erlebt, die emotional belastend sind und durch entsprechende interne Änderungen (z.B. von Bewertungsmaßstäben, Fähigkeiten etc.), durch Verhaltensänderungen oder durch Änderungen des Kontextes reduziert werden.

Welche Werthaltungen übernommen werden und auf welche Weise (z.B. Internalisierung), beeinflußt somit die weitere Identitätsbildung. Den Aufbau eines Wertesystems gestaltet das Individuum aktiv, und zwar je nach Verfügbarkeit über Werte, die unmittelbar und mittelbar durch Interaktionen der Person mit dem sozialen Kontext in Familie und Schule, in formellen und informellen Gruppen angeboten werden. Die Wertinhalte (ob man z.B. die Ziele der sozialistischen Persönlichkeit anstrebt) verankern die Identität und beeinflussen das weitere Handeln.

Dabei steht der Jugendliche in dem Spannungsverhältnis des Bemühens, eine Identität zu gewinnen, durch die er einerseits möglichst ähnlich mit der bevorzugten Bezugsgruppe ist, und durch die er sich andererseits von anderen, z.B. von den Eltern, abgrenzen kann. Dieses Spannungsverhältnis der Suche nach Gemeinsamkeit und Abgrenzung oder nach Bindung und Autonomie ist offenbar seit der frühen Kindheit wirksam und dient vermutlich der Sicherung von sozialer Einbindung einerseits und von Einzigartigkeit der eigenen Identität andererseits. Wie dieses Spannungsverhältnis individuell verarbeitet wird, hängt gerade im Jugendalter von familialen und von Altersgruppeneinflüssen ab.

Identitätsentwicklung ist jedoch nicht mit dem Jugendalter abgeschlossen. In der weiteren Lebensspanne ist man in ver-

schiedene Institutionen eingebunden, die jeweils mit spezifischen Werthaltungen und Bewertungen verbunden sind, welche auf die Identitätsbildung des einzelnen einwirken. Im Entwicklungsverlauf können sich der soziale Kontext, die Gruppenzugehörigkeiten und damit auch die sozialen Einbindungen der Person ändern. Solche Änderungen haben auch Einfluß auf die Identität der Person. Dabei können vorhersehbare „normative“ Änderungen sowie auch nicht vorhersehbare unerwartete Brüche eintreten, die mit neuen Anforderungen auch an die Identitätsbildungsprozesse einhergehen. Das ist der Fall bei sogenannten kritischen Lebensereignissen in der Biographie des Einzelnen, z.B. bei Scheidung, Verlust des Partners oder der Eltern, bei Krankheit, Verlust des Arbeitsplatzes etc., oder bei tiefgreifenden sozialen, politischen und wirtschaftlichen Transformationsprozessen, wie wir sie jetzt in Ostdeutschland erleben. Bei allen Änderungen in der Lebensspanne versucht die Person, ihre Identität zu erhalten, und zwar primär in der Selbstwahrnehmung, aber auch in der Wahrnehmung durch andere (Fremdwahrnehmung).

Eine Besonderheit der Identitätsentwicklung ist also die trotz entwicklungsbedingter Wandlungen beobachtbare *Stabilität* und *Kontinuität* der Identität in der subjektiven Wahrnehmung der Person. Die Quelle dieses Kontinuitätserlebens ist das Gedächtnis und der Bezug der Erlebnisse zum Ich als Erlebniszentrum. Gleichzeitig mit der Abgrenzung bzw. dem Vergleich zu anderen lernt man auch, daß in verschiedenen Situationen oder in verschiedenen sozialen Rollen unterschiedliche Aspekte der Identität gefordert sind und hervortreten, ohne daß subjektiv das Erlebnis von Kontinuität der Identität gefährdet werden muß. Um dieses stabile Ich herum gruppieren sich die für die Person wichtigen Selbstmerkmale, von denen einige im Lebenslauf auch weniger wichtig werden können bzw. ihre Bedeutung ändern. Dies ist eine wesentliche Voraussetzung für die Identitätsbildung sowie auch für die Kontinuität der Identitätsentwicklung über die Lebensspanne.

Diese Persönlichkeitskontinuität ist Grundlage der Identität und erlaubt die innere Stabilität des Selbst. Andererseits liegt

hier eine Ursache für intrapersonale Krisen und Probleme, insbesondere wenn Kontextänderungen neue Aufgaben hervorbringen, die Anpassungen der Person erfordern, sei es, indem die Aufgaben den eigenen Zielen und Ressourcen angepaßt werden („primäre“ Kontrolle), oder sei es, indem man eigene Ziele und Ressourcen den Kontextbedingungen und den Aufgaben anpaßt und somit partielle Änderungen der eigenen Identität vornimmt („sekundäre“ Kontrolle). Insofern ist Identitätsbildung mit verschiedenen Formen der Kontrollorientierung (vgl. Weisz, Rothbaum & Blackburn, 1984) verbunden, was in der Auseinandersetzung mit den Transformationsprozessen in Ostdeutschland deutlich wird (vgl. Heckhausen, 1994; Trommsdorff, 1994a, b).

2. Identität und sozialer Kontext

2.1 Soziale Identität: Eigen- und Fremdgruppe

Traditionell wird in der Identitätsforschung zwischen einerseits dem individuellen oder personalen Selbst und andererseits dem sozialen Selbst unterschieden (vgl. Mead, 1934; Damon & Hart, 1988; Rosenberg, 1981). Auch wenn damit nicht immer dasselbe gemeint ist - gemeinsam ist diesen Ansätzen, daß beides - die individuelle Konstruktion der Identität und die z.B. in sozialen Rollen, Erwartungen und Lebensstilen vermittelte Identität - eng miteinander verbunden sind.

Die *soziale Identität* läßt sich auch über soziale Gruppen erfassen, mit denen sich die Person identifiziert, bzw. denen sie angehören möchte. Das sind jedoch nicht unbedingt Gruppen, zu denen die Person tatsächlich (schon oder noch) gehört. Die Identität einzelner Gruppenmitglieder kann daher nicht ohne weiteres aus den Merkmalen der Gruppen geschlossen werden, auch wenn dies ein typisches Phänomen der Personenwahrnehmung, der sozialen Kategorisierung und Stereotypisierung ist. Erst die *freiwillige* selbstgewählte Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe definiert die Identität der Person. Aus der formalen Gruppenzugehörigkeit allein läßt sich noch nicht ablesen, welche Werthaltungen der Einzelne verfolgt und welche Ziele sein Handeln

bestimmen. Das gilt im weiteren Sinne für die Zugehörigkeit zu einer Nation, z.B. der DDR. Das gilt aber auch im engeren Sinn für die Zugehörigkeit zur SED (oder auch zur Kirche), insbesondere, wenn wie in der ehemaligen DDR geringe Wahlfreiheit besteht bzw. Nichtzugehörigkeit zu bestimmten Gruppen negativ sanktioniert wird.

Die Person entwickelt den Merkmalen der eigenen Identität entsprechende Bezugsanker, nach denen sie soziale Gruppen wahrnimmt, bewertet, aufsucht oder vermeidet. Dies sind Grundlagen für die Wahl der (formalen oder informellen) Eigengruppe sowie für soziale Kategorisierung und für Vergleichsprozesse, die sich in der Verwendung von stereotypisierter Selbst- und Fremdwahrnehmung niederschlagen (vgl. Tajfel & Turner, 1986) und die zur Differenzierung zwischen *Eigen- und Fremdgruppe* führen. Nach Turner et al. (1987) wird Identität erreicht, indem man sich als Mitglied einer sozialen Gruppe definiert und dabei mehr oder weniger die Merkmale dieser Gruppe übernimmt.

Da man möglichst versucht, eine positive soziale Identität zu erreichen, gehen Tajfel & Turner (1986) davon aus, daß Vergleiche der Eigen- mit der Fremdgruppe möglichst einer positiven Bewertung der Eigengruppe dienen. Diese positive soziale Identität wird bedroht, wenn die Eigengruppe angegriffen oder gar in Frage gestellt wird. Im Falle einer negativen Bewertung der Eigengruppe durch andere wird man versuchen, Bewertungen zu ignorieren oder deren Quelle zu disqualifizieren. Negative Informationen über die Eigengruppe werden auch uminterpretiert, um positive Selbstbewertung zu bewahren. Wenn diese Gruppe sogar verschwindet, wie im Fall der Auflösung der DDR, bedeutet dies eine Identitätskrise für solche Personen, die sich mit ihr (damals oder jetzt rückblickend) identifiziert haben. Wenn aber die negative Bewertung der Eigengruppe schließlich selbst übernommen wird, bemüht man sich, diese Gruppe zu verlassen, um eine negative soziale Identität zu vermeiden. Ich komme auf diese Prozesse später nochmals zurück, wenn ich über sozialen Wandel und Identität in der ehemaligen DDR spreche.

Eigengruppenbeschreibungen und die Idealisierung der Eigengruppe sowie Kritik an Mitgliedern der Fremdgruppe dienen der eigenen Identitätssicherung und Selbstwerterhöhung. Beispiele sind der Chorgeist von studentischen Verbindungen, aber auch die Eigengruppenorientierung professioneller Gruppen wie der Mediziner, die die Schulmedizin als „wahre“ Medizin vertreten, und Patienten als Außengruppe wahrnehmen und behandeln. Ähnliches gilt für andere Berufsgruppen wie die Polizei, aber auch für informelle Gruppen wie Rockerbanden, die durch entsprechende Uniformen, Rituale und Symbole ihre soziale und personale Identität provokativ herstellen.

Wenn man sich als Teil einer Gruppe wahrnimmt, deren Mitglieder diese Gruppe kritisieren, so wird die Identifikation mit der Gruppe und insofern auch die eigene Identität bedroht, insbesondere, wenn solche Kritik nach außen dringen sollte. Diese Art von Nestbeschmutzung wird dann (von der Gruppe meist) negativ sanktioniert.

2.2 Geschlechtsrollen- und nationale Identität

Die Prozesse der sozialen Kategorisierung nach Eigen- und Fremdgruppe setzten schon in der frühen Entwicklung ein, wenn z.B. die Geschlechtsrollenidentität aufgebaut wird. Trotz eindeutiger Identifizierbarkeit als Frau oder Mann heißt dies jedoch nicht, daß damit auch eindeutige Inhalte und Bewertungen von Identitätsmerkmalen verbunden sind. Im Gegenteil: aufgrund bestimmter sozialer Einflüsse können bestimmte Zugehörigkeiten (z.B. die Geschlechtsrollen- oder die nationale Zugehörigkeit) als ausgesprochen unerwünscht erlebt werden. Daraus können Identitäts- und soziale Konflikte erwachsen, die Ergebnis und Bedingung für sozialen Wandel sind. Wenn z.B. in bezug auf die Geschlechtsrollenidentität eine hinreichende Zahl von Personen und Gruppen Zufriedenheit erleben, ist sozialer Wandel wahrscheinlich. Sozialer Wandel und Wertwandel in bezug auf bestimmte Identitätsmerkmale kann also eine Voraussetzung, aber auch eine Folge von inter- und intrapersonalen Konflikten aufgrund von Identitätsproblemen sein.

Ein anderes Beispiel ist die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Region oder Nation und die Art der *regionalen oder nationalen Identität*. Diese Zugehörigkeit muß keineswegs von der betreffenden Person als identitätsstiftend und -relevant erlebt werden, im Gegenteil, dies kann als Identitätsbedrohung und -verunsicherung wahrgenommen werden. Man kann - wie gesagt - durchaus formal Mitglied einer Gruppe sein, ohne sich mit dieser zu identifizieren, aber auch ohne diese Gruppe - trotz deren negativer Bewertung - zu verlassen. Ein Beispiel ist die von manchen Deutschen als unerträglich erlebte Zugehörigkeit zu Deutschland, ohne deswegen auszuwandern. Die in Umfragen üblicherweise gestellte Frage, ob man stolz ist, Deutscher zu sein, wird von Deutschen deutlich weniger bejaht als die entsprechende Frage, wenn sie an Amerikaner, Franzosen oder Engländer gestellt wird.

In eigenen Studien zur nationalen Identität hat ebenfalls nur ein sehr kleiner Teil der Personen eine positive Bewertung, ein Deutscher zu sein, gezeigt. Gleichzeitig wurde die Zugehörigkeit zu einer weiterreichenden Gruppe - zu Europa - stark betont und positiv bewertet (Trommsdorff & Reiber, 1994). Ob man sich als Deutscher fühlt und stolz darauf ist oder nicht, beeinflusst nicht die Identität als Europäer. Unsere deutschen Probanden, die an der schweizerischen und französischen Grenze leben, wiesen bei geringer nationaler Identität eine hohe negative Selbststereotypisierung als Deutscher ebenso wie eine negative Fremdstereotypisierung von (als ähnlich erlebten) Schweizern auf. Hingegen bestand eine hohe Identifikation mit Franzosen; Franzosen wurden positiv bewertet, ja geradezu idealisiert. Im übrigen zeigte sich eine hohe Kontextabhängigkeit der nationalen Identität. Dies ergab sich bei Verwendung von Verfahren mit unterschiedlichem Bezugsanker. Wenn die soziale Identität *regional* verankert war, wurde Deutschland als eher entfernt wahrgenommen. Wenn die soziale Identität *national* verankert war, identifizierten sich die Probanden gleichermaßen mit Deutschland wie mit Frankreich. Die subjektive Nähe bzw. Identifikationsbereitschaft mit lokalen Merkmalen war insgesamt größer

als die für überregionale oder gar nationale Merkmale (Trommsdorff, 1994d).

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die personale Identität immer Teil einer sozialen Identität ist. Diese soziale Identität kann mehrschichtig und pluralistisch sein und situationsspezifisch variieren. D.h. auch, daß eine hohe Identifikation mit einer bestimmten Gruppe nicht unbedingt ausschließt, daß man in einer anderen Situation eine andere Gruppenzugehörigkeit befürwortet, die gleichzeitig identitätsrelevant ist. So werden multiple und ökologisch unterschiedlich ausgedehnte soziale Identitäten aufgebaut, jedenfalls in unserer pluralistischen individualistischen Gesellschaft. Diese multiplen Identitätsmerkmale können in unserer Gesellschaft gleichzeitig nebeneinander bestehen und als konsistent erlebt werden. In anderen, eher homogenen kulturellen Kontexten muß das jedoch nicht unbedingt der Fall sein. Ob dies den Übergang von einem eher homogenen kulturellen Kontext zu einem eher heterogen-pluralistischen Kontext erschwert, ist eine Frage, die sich gegenwärtig im Transformationsprozeß in Ostdeutschland stellt.

3. Soziale Identität aus kulturvergleichender Sicht

3.1 Identität in individualistischen und kollektivistischen Kontexten

Die enge Verbindung von individueller und sozialer Identität läßt sich besonders gut in Vergleichen der Identitätsbildung in verschiedenen Kulturen nachweisen. Identitätsentwicklung erfolgt über Sozialisationsprozesse auf der Makro-, Meso- und Mikroebene, die durch kulturelle Werthaltungen beeinflusst sind. Diese in Interaktionszirkeln verlaufenden Identitätsbildungsprozesse erfolgen in verschiedenen kulturellen Kontexten.

In der Selbstkonzept- und Identitätsforschung wurden bisher empirische Untersuchungen vor allem in westlichen Kulturen an westlichen Populationen, vorwiegend an Collegestudenten, durchgeführt, so daß theoretische Aussagen über Identitätsbildungsprozesse keineswegs universell gültig zu sein brauchen,

jedenfalls, so lange man diese Theorien nicht unter ganz anderen kulturellen Ausgangsbedingungen geprüft hat.

In verschiedenen Kulturen bestehen unterschiedliche Auffassungen über das Selbst. Einerseits vermittelt der kulturelle Kontext über entsprechende Sozialisationsprozesse unterschiedliche Menschenbilder, die der Einzelne übernimmt und die die Gruppe teilt, so daß sie so Grundlage von kulturspezifischen Identitätsvorstellungen werden. Andererseits beeinflusst die jeweils kulturspezifische Identität das Selbsterleben, das Erleben der sozialen Umwelt und den Umgang mit ihr (vgl. Marsella, DeVos & Hsu, 1985; Sampson, 1988; Triandis, 1989; Markus & Kitayama, 1991).

Identität wird durch das Erlebnis der Kontinuität und Konsistenz in der Biographie aber auch in den verschiedenen sozialen Handlungskontexten der Gegenwart vermittelt. Dies erfolgt über die Einbettung der eigenen Person in ein soziales Umfeld, das zum einen Sicherheit vermittelt und das zum anderen einen Spiegel für das eigene Selbstkonzept liefert. Dieses soziale Umfeld ist nicht nur individuell, sondern auch kulturspezifisch unterschiedlich strukturiert.

In *individualistischen* Gesellschaften ist dieses soziale Gefüge durch eine Vielfalt von teilweise formalen und informellen Netzen, die relativ lose verknüpft sein können, charakterisiert. Hier vermischen sich private und öffentliche Interaktionen.

In *kollektivistischen* (gruppenorientierten) Gesellschaften beruht das soziale Gefüge auf klar (häufig hierarchisch) strukturierten sozialen Beziehungen, bei denen private und öffentliche Bereiche deutlich voneinander abgegrenzt sind. So ist in Japan die Abgrenzung von einem Innen- und einem Außenbereich in sozialen Beziehungen (was übrigens auch mit einer klaren Differenzierung von Eigen- und Fremdgruppe verbunden ist) für das Erleben von Kontinuität und Konsistenz eigener Identität grundlegend. In der Innengruppe kann eine Vermischung von Selbst und Anderen (sozialer Gruppe) stattfinden, ohne daß die eigene Identität dabei infrage gestellt wird.

Dies ist für abendländische Kulturangehörige schwer vorstellbar, weil in diesem Kulturraum spätestens seit dem Mittelalter

eine klare Abgrenzung der einzelnen Person von ihrem sozialen Kontext im Sinne einer individualistischen Identität bedeutsam wurde (vgl. Trommsdorff, 1995).

Anders als in individualistisch-orientierten westlichen Industriegesellschaften mit christlich-abendländischer Geschichte und daraus entwickelten Werthaltungen werden in asiatischen, gruppenorientierten Kulturen keineswegs Autonomie und Selbständigkeit als Erziehungsziele angestrebt. Identitätsbildungsprozesse erfolgen dort über eine enge Einbindung des Einzelnen in soziale Gruppen, wobei diese sozialen Gruppen meistens klar definierte Normen und Verhaltensregeln vorgeben.

3.2 Independenten und interdependenten Identität

Identität läßt sich prototypisch nach Markus und Kitayama (1991) als *interdependente Identität* in gruppenorientierten Kulturen im Vergleich zur *unabhängigen Identität* in individualistischen Kulturen beschreiben. Damit ist zum einen eine Auffassung des Selbst in seiner sozialen Orientierung und Einbindung gemeint im Gegensatz zu Eigenständigkeit und Individualisierung (Sampson, 1988). In asiatischen Kulturen scheint mit dem interdependenten Selbst eine Vermischung von individuell-privaten und öffentlich-sozialem Selbst zu erfolgen. Dabei sind Art und Ausmaß der Identifikationsbereitschaft des Individuums mit anderen Personen stärker als bei Personen mit unabhängiger Identität aus individualorientierten Kulturen. Diese stärkere Identifikationsbereitschaft mit anderen erfolgt über emotionale, kognitive und handlungsrelevante Prozesse, die auch erhebliche Auswirkungen auf die Art von sozialer Interaktion in gruppen- vs. individualorientierten Kulturen haben (vgl. Trommsdorff, 1994c; 1995; Kobayashi, 1994; Trommsdorff & Kobayashi, 1994). Dies hat Konsequenzen für die weitere soziale, kognitive und motivationale Entwicklung des Einzelnen, aber auch für soziale Interaktionen und gesellschaftliche Prozesse.

Bei der interdependenten Identität wird vor allem eine starke Einbindung in die Gruppe, hohe Konformität mit Gruppennormen und hohe Verbindung der Eigen- und Gruppeninteressen erreicht mit der Folge, daß Solidarität und Harmonie in der

Gruppe selbstverständlich sind. Hier werden eher Beziehungen mit Primärgruppencharakter aufgebaut, die stark partikularistisch funktionieren. Im Gegensatz dazu ist bei der individualistischen Identität hohe persönliche Abgrenzung von anderen mit Konfliktbereitschaft zur Durchsetzung eigener Interessen im Rahmen universalistischer Gruppenzugehörigkeit zu beobachten.

Eigene kulturvergleichende Untersuchungen zwischen deutschen und japanischen oder anderen asiatischen Jugendlichen belegen dies deutlich (vgl. Trommsdorff, 1994a, b). Zum einen beschreiben sich japanische im Vergleich zu deutschen Probanden mehr in Hinblick auf andere Personen und soziale Beziehungen. In ihre Selbstbeschreibungen gehen häufiger Verweise auf Altersvergleiche und Familienmitglieder ein (vgl. Kobayashi, 1994).

Zum anderen setzen sich japanische und asiatische Jugendliche mehr für familien- und gruppenbezogene Interessen ein (Trommsdorff, 1994a, b). Für ihr positives Selbstgefühl ist die Harmonie mit der Gruppe bedeutsam; dafür werden Anpassung und Konformität nicht nur in Kauf genommen; sie sind selbstverständlich und deren Abwertung von außen wird als Bindungsverlust und Selbstwertbedrohung erlebt. Ein Apell an „eigene“ Entscheidung wird als Verunsicherung erfahren.

3.3 Folgen für Kulturbegegnungen

Für Kinder und Jugendliche in *individualistischen heterogen* strukturierten pluralistischen Gesellschaften mit ihren vielfältigen sozialen Rollen, einer Vielfalt von Lebensstilen, der normativen Qualität von Individualität und Autonomie sowie diffusen Wertorientierungen besteht eine besondere Entwicklungsaufgabe. Identitätsbildung in pluralistischen im Vergleich zu homogenen Gesellschaften erlaubt einerseits, verschiedene Identitäten zu erproben und eigene Interessen und Fähigkeiten zu prüfen. Andererseits sind aber Entscheidungen zwischen einer hohen Vielfalt von Alternativen, sich gegenseitig ergänzender, aber auch widersprechender multipler Identitäten zu treffen. Dabei kann auch eine auf Individualismus gerichtete Identität nicht

losgelöst von einer sozialen Identität sein (Trommsdorff, 1995). Hier entsteht in besonderem Maße die Frage, wie die situationsübergreifende Stabilität von Kontinuität von Identität aufgebaut werden kann - ein für die Identitätsbildung besonders wichtiger Prozeß. Insbesondere bei hoher Mobilität und Pluralität von Gruppenzugehörigkeiten ist die Herkunftsidentität zentral für die Kontinuitäts Erfahrung. Dabei kann die Herkunftsidentität als positiver oder negativer Bezugsanker dienen.

In *gruppenorientierten homogenen* im Vergleich zu heterogen strukturierten Gesellschaften sind Kontinuität und Stabilität von Identitätsentwicklung durch die vorgegebenen Handlungsstrukturen und Zukunftserwartungen eindeutiger und klarer. Dies erfordert einerseits identitätsbeeinflussende Anpassung der Person an soziale Regeln und soziale Erwartungen. Andererseits erlaubt dies eine hohe Sicherheit in bezug auf Kontinuität und Stabilität zumindest von Teilbereichen der Identität.

Die Identitätsentwicklung in homogen-kollektivistischen im Vergleich zu heterogen-pluralistischen Gesellschaften hat erhebliche Konsequenzen für die individuelle Bereitschaft, neue Situationen aufzusuchen, für die Lösung komplexer Probleme und die individuelle Anpassungsfähigkeit an ungeplante Herausforderungen wie abrupten sozio-politischen Wandel.

Eine Folge dieser unterschiedlichen Identität als unabhängige vs. interdependente Identität ist u.a. auch die Kontrollorientierung und die damit verbundene Bereitschaft, aktiv handelnd die eigene Umwelt gemäß eigenen Zielen zu gestalten („primäre“ Kontrolle) oder eher eigene Ziele und Erwartungen den Gegebenheiten der Umwelt gemäß auszurichten und ggfs. aufzugeben („sekundäre“ Kontrolle). Hier lassen sich unschwer Konsequenzen für sozialen Wandel extrapolieren. Damit sei an die vorangegangene Überlegung angeknüpft, daß Identität und sozialer Wandel in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander stehen, das je nach kulturellem Kontext wirksam wird.

Dies hat auch Konsequenzen für die Identitätssicherung beim Übergang in ein jeweils anderes kulturelles System. Der Wechsel von einem kollektivistischen in ein individualistisches soziales System mit hoher Heterogenität von Handlungsalternativen

und Identitätsformen ist ein Beispiel für gegenwärtige psychologische Probleme bei den Transformationsprozessen in Ostdeutschland.

In diesem Zusammenhang sei auch auf die allgemeine Bedeutung von Kulturbegegnungen für Identitätsbildungsprozesse hingewiesen. Weiträumige Kulturkontakte sind im Prozeß der Internationalisierung und der Wanderungsbewegungen zunehmend zu erwarten. Dabei bleibt es nicht bei individuellen freiwilligen Kulturkontakten; die überregionalen Wanderungsbewegungen werden vielmehr oft unfreiwillig und aufgrund von wirtschaftlichem und politischem Druck erfolgen und mit Kulturbegegnungskonflikten zwischen Minderheiten und Mehrheiten verbunden sein.

Solche kulturellen Begegnungen stellen Angehörige der Minderheitengruppen grundsätzlich vor die Frage, ob sie sich unterordnen, inwieweit sie sich mit den Werten der Mehrheitsgruppe identifizieren, oder ob sie ihre eigene Identität bewahren und inwieweit sie dabei Konflikte, Segregation und Ausgrenzung akzeptieren können (vgl. Berry, 1988).

In gewisser Weise erleben wir heute Phänomene der Kulturbegegnung zwischen Ost- und Westdeutschland, ohne die Konsequenzen für die Identitätsbildung auf beiden Seiten zu kennen.

4. Identität vor und nach der Wende

Die Erziehungsideologie der DDR ging von dem Ziel aus, Grundlagen für die Bildung zum sozialistischen Menschen zu legen. Erziehungsziele waren, vereinfacht gesagt, die Anpassung an und die Unterordnung unter die staatliche Autorität sowie die Akzeptanz der normativen Struktur der totalitären Gesellschaft und der Bereitschaft zum Kampf für den Sozialismus. Unter der Annahme eines „tabula rasa“-Modelles diente die Erziehung der Identitätsbildung einer sozialistischen Persönlichkeit. Allerdings gilt auch für die sozialistische Persönlichkeit, daß interindividuelle Differenzen in der Identitätsbildung bestehen.

Tatsächlich war die Identifikation mit dem DDR-System nicht einheitlich. Zumindest aus Befragungen in der Mitte der

70er Jahre (vgl. Schlegel, 1993) wird deutlich, daß besonders weibliche Jugendliche durch die Einrichtung und Verbesserung von Sozialleistungen eher bereit waren, sich mit dem System zu „identifizieren“ bzw. sich zu dessen Zielen zu bekennen; daraus ließ sich unmittelbarer persönlicher Gewinn ziehen.

4.1 Identität vor der Wende: Empirische Befunde

Wenn man über die Identität von Ostdeutschen vor der Wende Aussagen machen will und dazu nach der Identifikation mit dem DDR-System fragt, so ist von folgenden Einschränkungen auszugehen: (1) Es sind interindividuelle Differenzen zu berücksichtigen; diese lassen sich teilweise nach sozialen Gruppen (Altersgruppen, Geschlecht, Bildungsschicht) zusammenfassen. (2) Es sind historische Änderungen vor der Wende zu berücksichtigen; diese hängen teilweise mit politischen Erfolgen der ehemaligen DDR, ihrer internen Sozialpolitik und der damit verbundenen Wirkung auf bestimmte Bevölkerungsgruppen zusammen.

Daher lassen sich allenfalls Aussagen über Identität und Identifikationstendenzen von bestimmten Bevölkerungsgruppen zu bestimmten Zeitpunkten machen. Dies wird durch die von Schlegel (1993) zusammengefaßten empirischen Untersuchungen zu Einstellungen von Jugendlichen in der ehemaligen DDR deutlich.

In den 70er bis zum Beginn der 80er Jahre stimmt ein hoher Prozentsatz der Jugendlichen in der DDR (1975 sind es 66 % der weiblichen und 53 % der männlichen Jugendlichen; 1983 sind es 56 % der weiblichen und 45 % der männlichen Jugendlichen) (vgl. Roski, 1985, zitiert in Schlegel, 1993, S. 27) dem Satz zu „ich bin stolz, ein Bürger unseres sozialistischen Staates zu sein“. Damit verbunden war wohl die Überzeugung der Überlegenheit des Sozialismus, die u.a. auch aufgrund der Erfahrung wachsenden (wenn auch bescheidenen) Wohlstandes in den 70er Jahren und der besonders für Frauen vorteilhaften Sozialpolitik (z.B. Gesetz über die Unterbrechung der Schwangerschaft, Erhöhung der staatlichen Geburtenhilfe etc.) entstand.

Bezogen auf Bildungsschichten läßt sich aus den Untersuchungsergebnissen von Friedrich (1990, zitiert in Schlegel,

1993) entnehmen, daß noch 1985 die Mehrheit der Jugendlichen dem oben zitierten Satz („ich bin stolz...“) zustimmte, und zwar 51 % Lehrlinge, 57 % junge Arbeiter und 70 % Studenten.

Aus der gleichen Untersuchung geht hervor, daß ab Mitte der 80er Jahre die Identifikation mit dem DDR-System kurz vor der Wende zurückging. Dem Satz „ich fühle mich mit der DDR verbunden“ stimmten im Mai 1988 stark bzw. sehr stark nur noch 28 % der Lehrlinge, 32 % der jungen Arbeiter sowie immerhin noch die Mehrheit der Studenten (52 %) zu.

Es ist jedoch anzumerken, daß die Validität dieser Antworten nicht eindeutig ist. Zum einen lassen Antworten zu solchen Einzelfragen keine verbindlichen Schlüsse auf Einstellungsmuster wie die Identifikation mit einem Staat zu. Außerdem können Zustimmung auf Grund von (erwarteten) Sanktionen erfolgt sein. Wenn der externe Druck nachläßt, kann die Bereitschaft zu solchen Zustimmungen abnehmen.

Allerdings ist dieser vorsichtigen Interpretation der Befunde entgegenzuhalten, daß die solchermaßen erfaßte Identifikation weiblicher Bürger mit dem DDR-System noch einmal kurz vor der Wende massiv anstieg; 51 % der weiblichen im Vergleich zu 37 % der männlichen Befragten bejahten die Frage, ob sie sich vollkommen (vs. absolut nicht) als DDR-Bürger fühlten (Schlegel, 1993, S. 28).

Diese Befunde machen zumindest deutlich, daß zwischen Bevölkerungsgruppen zu differenzieren ist und daß die Bereitschaft zur Identifikation mit der DDR auch von politischen Umständen abhängig gewesen ist.

4.2 Maßnahmen zur Identitätsbildung in der DDR

Die *Identitätsbildung in der ehemaligen DDR* erfolgte primär über eine verordnete Eigen- und Fremdgruppendifferenzierung und entsprechende Stereotypisierung und Feindbildhaltung. Neben der Identifikation mit dem Staat wurde eine Identifikation mit Organisationen der ehemaligen DDR, wie der SED, der FDJ, Betriebskampfgruppen, Arbeitsbrigaden etc., die zentrale Merkmale der eigenen Identität betreffen konnten, versucht.

Die ehemalige DDR hat eine Reihe von *identitätsstiftenden Maßnahmen* ergriffen, indem z.B. sehr früh sportbegabte Jugendliche selektiert und gefördert wurden. Die Elitebildung, z.B. in Mathematikolympiaden, ist ein Beispiel für die Identitätsstiftung in Teilbereichen, hier durch die Hochbegabtenförderung, die indirekt zu einer Identifikation mit der ehemaligen DDR und damit natürlich auch zur Staatsbildung beigetragen hat. Durch die Verleihung vielfältiger Privilegien zeichnete die Partei Einzelpersonen und deren Leistungen aus und trug damit zur Bindung an das System bzw. zur Selbstverpflichtung dieser Personen bei.

Eine unmittelbare System-Identifikation entstand offenbar bei dem Teil der DDR-Bevölkerung, die der Partei angehörte und selbst in der Partei aktiv war. Dies traf wohl auch für den Teil der Jugend zu, der in einem Entwicklungsstadium der Identitätsfindung und -bildung war und z.B. durch Einbindung in die FDJ eine „sichere“ Gruppenzugehörigkeit mit eindeutigen Werthaltungen und Verhaltensvorschriften und Vorgaben für eine kollektive Identität fand.

Im übrigen erfolgte in der ehemaligen DDR die Identitätsbildung über die Zugehörigkeit zu informellen sozialen Gruppen. Hier kommt vor allem wohl der *Familie* eine besondere Bedeutung zu, trotz ihres Verlustes formaler Sozialisationsfunktionen, die vom Staat übernommen wurden. Hier sei nur erwähnt, daß etwa 80 Prozent der Kinder nach etwa einem halben Jahr in Ganztagskinderkrippen untergebracht wurden. Unter bindungstheoretischer entwicklungspsychologischer Perspektive ist dies für die weitere Identitätsbildung sehr problematisch, wurde aber vor der Wende nicht weiter thematisiert oder wissenschaftlich untersucht.

Zwar erfolgte die Erziehung in formellen Bildungsinstitutionen wie der sozialistischen Einheitsschule mit 10 Schuljahren für alle Schüler und nach einem im übrigen nach Parteivorgaben aufgebauten einheitlichen Curriculum. In der Nischengesellschaft DDR haben informelle Gruppen jedoch einen alternativen Kontext für die Entwicklung sozialer Identität geschaffen. Hier ist neben der Familie insbesondere auch die Kirche und eine dort

vermittelte Identität in Abgrenzung von parteipolitischen Programmen zu betonen. Wie weit diese Identitätsbildungen in Nischen jedoch gingen, ist unklar.

Identitätsbildung erfolgt - wie gesagt - normalerweise über die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen. Je stärker die Eigen- vs. Fremdgruppenstereotypisierung bzw. je höher die Identifizierung mit den Merkmalen (also auch den Werten) der Eigengruppe, desto gravierender sind die *Folgen einer Änderung der Gruppenzugehörigkeit für die eigene Identität*. Das Zusammenbrechen eines Staates und seiner Institutionen bedeutet daher eine Identitätskrise, wenn man sich mit diesem Staat - der Eigengruppe - in hohem Maße identifiziert und wenn man hohe persönliche Investitionen für den Staat erbracht hat. Wenn die Eigengruppe gefährdet ist, bestehen zwei Alternativen: entweder verlassen die Mitglieder die Gruppe oder sie reduzieren Dissonanzerlebnisse durch Aufwertung der Eigen- und Abwertung der Außengruppen.

Beide Prozesse waren zu DDR-Zeiten zu beobachten: massive Fluchtbewegungen, die zunächst den Bau der Mauer und dann ihren Sturz bedingt habe, und erheblicher Anpassungsdruck, verbunden mit penetranter Bespitzelung in allen Bereichen. Das Ende der DDR wurde dann durch offizielle Umwandlung der sozialistischen Identität als Mitglied eines totalitären Staates hin zum Mitglied eines freien demokratischen Staates vollzogen. „Wir sind das Volk“: Mit diesem Aufruf wurde in Ostdeutschland die kollektive Identität im November 1989 neu definiert.

4.3 Identitätsbildung nach der Wende

4.3.1 Identitätskrisen

Identitätsbildung ist ein lebenslanger Prozeß, der sozial und kulturell vermittelt ist. Identitätskrisen sind Folgen des Zusammenbruchs von Kontinuität in der Selbstbewertung und des Zusammenbruchs von relevanten Bezugssystemen und Identifikationsmodellen. Soweit im Osten solch ein Zusammenbruch in einigen Teilen der Bevölkerung erfolgt ist, stellt sich die Frage, wie

Übergänge für die Identitätsbildung erfolgen können, die erlauben, kontinuierstiftende Prozesse anzuregen. Eine identitätsrelevante Konsequenz des Zusammenbruchs der DDR ist, daß danach die ostdeutsche Bevölkerung ein bislang politisch diffamiertes System übernommen hatte. Dies muß besonders für solche ostdeutschen Bevölkerungsgruppen schwer erträglich sein, die sich mit dem DDR-System identifiziert haben.

Eine andere Konsequenz des Zusammenbruchs der DDR ist, daß bislang die Identitätsbildung als DDR-Bürger in einem totalitären System erfolgt ist, das trotz Nischenangebot wenig Wahlfreiheit für Identitätsbildungsprozesse erlaubt hat. Nach der Vereinigung hingegen bestehen einerseits theoretisch eine Vielzahl von Angeboten für die Identitätsbildung. Diese kann theoretisch in einer Vielzahl von sehr verschiedenen Gruppenzugehörigkeiten und bei hohen Wahlmöglichkeiten für verschiedene Werthaltungen erfolgen. De facto sind diese Wahlmöglichkeiten jedoch zum einen begrenzt und zum anderen durch hohe Unsicherheit charakterisiert, u.a. aufgrund des beschränkten Angebotes von Arbeit, der ungewohnten Beschäftigungsbedingungen, neuer Qualifikationsanforderungen etc. Die Chancen für Neuorientierungen bei den transformationsbedingten Identitätsbildungsprozessen sind ungleich verteilt - meistens zu Ungunsten der Frauen und der über 50-Jährigen, besonders wenn sie aus strukturschwachen Regionen kommen.

Das identitätsrelevante Problem bei der Anpassung an tiefgreifenden Wandel ist, daß solche Umbrüche etwas mit dem Selbstkonzept und -ideal sowie der Wahrnehmung eigener Kontrolle zu tun haben. Wie man sich selbst sieht, sehen kann und sehen möchte, wird dadurch konstituiert, wie man glaubt, den bisher internalisierten und den neuen Wertschätzungen entsprechen zu können. Dabei wird das Bild, das man von sich hat, durch mannigfache und seit der Transformation massiv gewandelte Beziehungen zum sozialen Kontext konstituiert.

Nehmen wir an, daß man sich in dem früheren DDR-Staat als eine erfolgreiche, angesehene Person wahrgenommen hat, die eine erfolgreiche Zukunftsperspektive vor sich hat; dieser Optimismus und die damit verbundene positive Selbstbewertung

mögen realistisch gewesen sein, weil man sich mit den offiziellen Wertschätzungen und Verhaltensanforderungen des Staates in Übereinstimmung gesehen hat. Vielleicht hat man zu einer Organisation gehört, die selbst staatstragend gewesen ist. Man hat dort sogar eine gewisse (mittlere) Führungsposition eingenommen, die von anderen geachtet worden ist. Wenn dieses System und dieser Kontext wegbricht, dann bricht natürlich auch ein wichtiger Teil der eigenen Selbstachtung und der Konstituierung von eigener Identität mit dem persönlichen Urteil und der Bewertung der eigenen Person (wer bin ich) und der Selbstachtung und persönlichen Sicherung weg.

In dieser Zeit tiefgreifender sozialer Umbrüche wird es eine Vielzahl von sozialen Beziehungen geben, die plötzlich irrelevant oder gar negativ bewertet werden. Dies bringt erhebliche Probleme der Selbstbeurteilung und Bewertung mit sich und führt zu tiefen Verunsicherungen. Gleichzeitig muß man mit Anforderungen an Neuorientierungen umgehen. Dabei werden Sinn und Berechtigung der neuen Anforderungen vielleicht zunächst in Frage gestellt, besonders, wenn diese in Widerspruch zu den bisherigen Anforderungen stehen, und zu dem, was bisher identitätsbestimmend war. Diese (neuen) Anforderungen werden daher einer kritischen Prüfung unterzogen, und zwar kritischer, als wenn man einfach darin aufwächst.

4.3.2 Interindividuelle Differenzen in Identitätsbelastungen

Die Frage nach Identitätsbildungsprozessen nach der Wende läßt sich nicht generalisierend beantworten. Vielmehr sind interindividuelle Unterschiede zu erwarten. Allerdings ließe sich versuchen, eine Differenzierung der individuell verschiedenen Formen der Identitätsbildung und -umbildung unter dem Aspekt unterschiedlicher Identifikationsmuster mit dem System der ehemaligen DDR und unterschiedlicher Identitätschancen nach der Wende vorzunehmen.

Wie erwähnt, haben sich verschiedene Personen und Bevölkerungsgruppen in unterschiedlicher Weise mit der DDR identifiziert. Diese unterschiedliche Identifikation müßte auch entsprechend unterschiedliche Identitätsprobleme sowie auch An-

passungsbereitschaften bewirken. Für diejenigen, die sich nicht mit dem DDR-System identifiziert (und es wohlmöglich abgelehnt) haben, dürfte die Wende eine Chance für Identitätsbildung im lange gewünschten Sinne bedeuten. Allerdings sind auch hier Gefährdungen und Verunsicherungen möglich, u.a. weil z.T. ungewohnte und unerwartete Persönlichkeitsmerkmale gefordert werden (vgl. Wottawa, 1994), weil z.T. Erwartungsenttäuschungen zu verarbeiten sind, oder weil eine Wahl zwischen einer Vielfalt von Handlungsalternativen schwer durchführbar ist.

Bei denjenigen Personen, die sich nicht mit dem System identifiziert haben, ist Identität über enge Eigengruppenzugehörigkeiten gebildet worden. Innerhalb dieser Eigengruppen konnten informelle Beziehungen in einer persönlichen und damit überschaubaren, vertrauten Kommunikationssituation erfolgen (z.B. in Arbeitsbrigaden etc.).

Die primär sachgezogenen und universalistisch strukturierten sozialen Beziehungen in Westdeutschland sind hingegen weniger durch Eigen- vs. Fremdgruppenzugehörigkeiten bestimmt. Diese völlig andere Kommunikationsstruktur in den alten im Vergleich zu den neuen Bundesländern dürfte sich auf die Identitätsbildungsprozesse massiv auswirken. In dem universalistisch strukturierten sozialen Kontext bestehen vielfältige soziale Netze, bei denen die Zugehörigkeiten zu ganz verschiedenen sozialen Gruppen selbstverständlich ist.

Der Übergang von dem familistisch-partikularistischen System einer klaren Eigen- vs. Außengruppen-Differenzierung zu einem universalistischen System einer diffusen und häufig wechselnden multiplen Gruppenzugehörigkeit erfordert eine erhebliche Umstellung in der Reorganisation eigener Identität für die ostdeutsche Bevölkerung.

Darüber hinaus wird es als identitätsbedrohlich erlebt, wenn die Kontinuität von sozialen Kontexten wegbricht, durch die bisher Identität vermittelt und verstärkt wurde. Für viele Ostdeutsche dürfte daher nicht primär der Zusammenbruch des politischen Systems identitätsbedrohlich erlebt werden, sondern der Zerfall des sozialen Bezugssystems und der informellen sozia-

len Netze, in denen man seine Identität gebildet und bestätigt gefunden hat. Hier sei an die Bedeutung von Kontinuitätserlebnissen für die Sicherung der Identität erinnert.

Für diejenigen Bevölkerungsgruppen, die sich nicht in hohem Maße mit den Zielen der DDR identifiziert hatten, bedeutet darüber hinaus der Zusammenbruch des Systems der DDR eine unmittelbar persönlich erlebte, unerwartete Arbeitslosigkeit und Zukunftsunsicherheit. Die damit verbundenen Probleme legen es nahe, Deutungsmuster aus DDR-Zeiten wieder anzuwenden und bestätigt zu sehen. Aus der Streßforschung wissen wir, daß gerade in Belastungsperioden dominante Reaktionsmuster aktiviert werden. Arbeitslosigkeit, Preisanstieg oder Mietsteigerung werden z.B. als logische Folge des Kapitalismus interpretiert. Eigene Schwierigkeiten bei der Anpassung an neue Regelungen und Werthaltungen werden leicht im Sinne des bisherigen Wertsystems gedeutet und selbstwertstabilisierend den Besonderheiten des neuen Wertsystems zur Last gelegt als Konsequenzen der schon früher abgelehnten Merkmale des neuen Systems. So leben die früheren Deutungsmuster wieder auf und blockieren die Bereitschaft zur Identifikation mit dem neuen System.

Ein Umdenken - und mehr noch eine emotional fundierte Umidentifikation - ist bei dieser Lage höchst unwahrscheinlich, zudem die Kontinuität der bisherigen Identität damit in Frage gestellt würde. Durch die Transformationserfahrungen wird vielmehr nach Kontinuitätsangeboten im Sinne der Unterstützung der bisherigen Identität gesucht.

Für dieses Kontinuitätsbedürfnis hält die PDS gegenwärtig plausible Antworten bereit. Das Programm der PDS erlaubt eine konsistenzhaltende Abwehr gegen das neue System, bei dem die psychologischen Probleme bei den Transformationsprozessen keinen abrupten Identitätsbruch bewirken.

Für diejenigen, die sich mit den Zielen der ehemaligen DDR identifiziert haben, bedeutet der Zusammenbruch der DDR ein besonderes Problem, eine Identitätskrise. Nach Wegbrechen der Identifikation mit der ehemaligen DDR wird nun von denselben Personen erwartet, daß sie sich mit dem identifizieren, was bis-

her in der DDR verteufelt war, dem kapitalistischen System mit seinen Merkmalen wie Wettbewerb etc. Dies sind nicht nur Schlagworte, sondern sie sind auch mit vielfältigem Inhalt gefüllt gewesen. Mit diesen Konzepten sind relevante Inhalte, z.B. Alltagsereignisse vielerlei Art, und identitätsrelevante Erfahrungen und Wertungen verbunden. Ein Bruch mit solchen Werthaltungen bedeutet ein hohes Maß an Dissonanzerlebnis und Identitätsbedrohung.

Schließlich sind diejenigen, die noch keine eigene Identität entwickelt haben, in besonderem Maße gefährdet. Entwicklungspsychologisch gesehen dürften dies vor allem Jugendliche sein, die mit dem Zusammenbruch der DDR gleichzeitig ihre identitätsstiftenden sozialen Bezugsgruppen verloren haben.

Bei Verlust einer Sicherheit vermittelnden totalitären Gruppen liegt es nahe, nach einer neuen ähnlich strukturierten Gruppe zu suchen. Mit der Zugehörigkeit zu einer autoritären Gruppe, die einfache Deutungsmuster und klare Handlungsanweisungen bietet, finden Jugendliche, die auf der Suche nach „vorgegebener“ Identität sind, die für sie notwendige Sicherheit und Identität. Hier liegen wohl die Wurzeln radikaler rechtsextremer Jugendgruppen, die sich über diese Art der Selbstdefinition gemäß dem in der DDR praktizierten Muster der Fremdgruppendifferenzierung eine eigene Identität sichern. Ideologieträchtige Symbole kompensieren bei den Mitgliedern rechtsextremer Jugendgruppen den Verlust kollektiver Identität der DDR-Zeit.

Bei diesen Personen entfällt die Bindung an die Autorität des Kollektivs, ein zentrales Bedürfnis nach Sicherheit und Selbstaufwertung. Eigene Schwäche und eine mit negativer Selbstbewertung verbundene Identität kann durch Identifikation mit mächtigen Anderen bzw. durch Zugehörigkeit zu einer als mächtig wahrgenommenen Eigengruppe kompensiert werden und die Überzeugung von Kontrolle über erwünschte Ziele vermitteln. Stellvertretende Identifikation kann - wie wir wissen - über einzelne Menschen, aber auch über Gruppen erfolgen.

Letzteres läßt sich bei rechtsradikalen Jugendlichen beobachten, die ihr negatives Selbstbild durch Ausländerfeindlichkeit kompensieren. Dies ist konsistent mit bisher praktiziertem Han-

deln: Fremdgruppendifkriminierung war eine Grundlage der Identitätsbildung in der ehemaligen DDR. Kampf gegen den inneren und äußeren Klassenfeind hat damals die eigene soziale Identität verstärkt. Bei Austausch inhaltlicher Klischees wird dies heute wieder und weiterhin praktiziert.

Rechtsradikalismus von Jugendlichen ist aber auch ein Ergebnis einer diffusen Protesthaltung und daher nicht typisch für ostdeutsche Jugendliche. Protestpotential im Jugendalter ist - in einer Entwicklungsphase, die durch Identitätssuche gekennzeichnet ist - besonders virulent. Dies Potential kann zu einer Identifikation mit Negativwerten kanalisiert werden in dem Sinne, daß heute allgemein abgelehnte Werte - wie der Nationalsozialismus oder die Nazivergangenheit - im kollektiven Protest zur eigenen Selbstwerterhöhung als Identitätsgrundlage gewählt werden.

Hier ist ein in der Persönlichkeitspsychologie bekanntes Phänomen wirksam: Wenn man gewohnt ist, in bestimmten formalen Strukturen wie der Freund-Feind-Bildung zu denken, ist die Auswahl von Inhalten dafür als Grundlage für die eigene Identität beliebig. Es ist u.U. leichter, diese beizubehalten und nur auf andere Inhalte anzuwenden. Neue Denkstrukturen selbst aufzubauen, würde dagegen einen tiefergreifenden Identitätsumbau erfordern.

5. Ausblick

Abschließend sei noch einmal der Aspekt der Vergleichsprozesse bei der Identitätsbildung aufgegriffen. Wie oben dargelegt, konstituieren Vergleichsprozesse die eigene Identität. Dabei sind sowohl interne wie sozial-externe Vergleichsprozesse relevant.

Wenn ostdeutsche Bürger die Erfahrungen *nach* der Wende mit ihren Lebensbedingungen und Chancen vor der Wende vergleichen, werden *interne Vergleichsprozesse* angewendet. Diese müßten zur Feststellung führen, daß de facto die Verfügbarkeit über Einkommen und der Lebensstandard sich wesentlich verbessert haben. Der Wohlstandszuwachs ist beträchtlich. So beträgt der reale Einkommenszuwachs preisbereinigt 12 %. Selbst wenn ein Familienmitglied arbeitslos ist, führt dies noch nicht zu signifikanten Einkommensverlusten (Zapf, 1994).

Tatsächlich geben Ostdeutsche nach den Ergebnissen des Wohlfahrtsurveys 1993 auch an, daß ihre Lebenslage vor 5 Jahren im Vergleich zu heute schlechter war. Dennoch sind sie mit der heutigen Lebenslage erheblich unzufriedener geworden. Die Lebenszufriedenheit der Ostdeutschen ist offenbar daher so gering, weil sie sich in bezug auf ihre subjektiv verbesserte gegenwärtige Lebenslage weniger mit ihrer eigenen vergangenen Lage, auch weniger mit ostdeutschen oder etwa osteuropäischen Gruppen, sondern vielmehr mit der Lebenslage der Westdeutschen vergleichen.

Gleichzeitig überschätzen Ostdeutsche jedoch die Lebenslage der Westdeutschen; ja sie schätzen sie sogar noch höher ein als die Lage in dem „Schlaraffenland“ Schweiz. Nicht interne, sondern extern-soziale Vergleiche bestimmen die geringe Lebenszufriedenheit und damit auch ein wesentliches Merkmal der Identität der Ostdeutschen.

Solche identitätsbelastenden externen Vergleiche gehen von einem unrealistischen Bezugsanker aus, der jedoch subjektiv als realistisch und relevant gesehen wird. Der Vergleich mit der westdeutschen Bevölkerung ist natürlich auch deswegen nicht abwegig, weil die staatsrechtliche Zusammengehörigkeit und das neue Nationalgefühl solche Vergleiche nahelegen, ja geradezu herausfordern, und einer Differenzierung im Wege stehen. Dennoch wäre es psychologisch gesehen wohl identitätsschonender für den Übergang in das neue System, wenn der Bezugsanker für selbstwertrelevante Vergleiche primär intern und eben nicht extern auf die westdeutsche Bevölkerung bezogen wäre.

Die subjektive Wahrnehmung der am externen Bezugsanker verankerten sozialen Unterschiede führt zu einem erheblichen Erleben von Ungerechtigkeiten (also etwa der Frage: Bin ich jemand, den man schlechter behandeln kann; womit habe ich das verdient?) und zur Akzentuierung erlebter sozialer Unterschiede.

Der interne Vergleich mit der eigenen negativen Vergangenheit ist jedoch für Ostdeutsche ebenfalls eher selbstwertbelastend. Wenn solche Vergleiche mit der eigenen Vergangenheit

erfolgen, werden, um solche Belastungen zu vermeiden, gerade positive Aspekte hervorgehoben, die im Vergleich zu Westdeutschland deutliche Vorteile, wie die wirtschaftliche und soziale Sicherheit etc. beschreiben. So weit jedoch solche internen Vergleiche eher zu identitätsbelastenden Ergebnissen führen, wird man sie weniger bevorzugen als externe Vergleiche mit der positiv erscheinenden Lebenslage der Westdeutschen.

Insofern befinden sich Ostdeutsche tatsächlich in einem schwierigen Identitätsdilemma. Weder die Vergleiche mit der eigenen Vergangenheit noch die extern-sozialen Vergleiche mit der westdeutschen Bevölkerung führen zu einem positiven selbstwerterhöhenden und identitätsstützenden Ergebnis. Im Gegenteil, Vergleiche mit der westdeutschen Bevölkerung scheinen so belastend zu sein, daß eine Abgrenzung zu Westdeutschen als Identitätsstützung erfolgt. Immerhin könnte die Zukunftszuversicht der Ostdeutschen und die einer positiven Entwicklung und einer zunehmenden Lebenszufriedenheit - das zeigen die Daten des Wohlfahrtsurveys - ein Hinweis für ein nur vorübergehendes Phänomen von Identitätskrisen sein.

Literatur

- Berry, J.W. (1988). Acculturation and psychological adaptation: A conceptual overview. In J.W. Berry, M.C. Annis (Eds.), *Ethnic psychology: Research and practice with immigrants, refugees, native peoples, ethnic groups and sojourners* (p. 41-52). Amsterdam, Lisse: Swets and Zeitlinger.
- Cooley, C.H. (1902). *Human nature and the social order*. New York: Charles Scribner.
- Damon, W., Hart, D. (1982). The development of self-understanding from infancy through adolescence. *Child Development*, 53, 841-864.
- Damon, W., Hart, D. (1988). *Self-understanding in childhood and adolescence*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Erikson, E.H. (1968). *Identity, youth and crisis*. New York:
- Heckhausen, J. (1989). *Motivation und Handeln*. 2. Auflage. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.

- Heckhausen, J. (1994). Entwicklungsziele und Kontrollüberzeugungen Ost- und Westberliner Erwachsener. In G. Trommsdorff (Hrsg.), *Psychologische Aspekte des sozio-politischen Wandels in Ostdeutschland* (S. 124-134). Berlin: DeGruyter.
- Hormuth, S.E., Otto, S. (1994). Das Selbstkonzept: Konzeptualisierung und Messung. In M. Amelang, K. Pawlik (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie: Differentielle Psychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- James, W. (1890). *The principles of psychology*. New York: Holt (reprinted 1950, New York: Dover Publications).
- Kobayashi, M. (1994). *Selbstkonzept und Empathie im Kulturvergleich. Ein Vergleich deutscher und japanischer Kinder*. Konstanz: Unveröffentlichte Dissertation.
- Marcia, A.J. (1990). Identity diffusion differentiated. In M.A. Luszcz, T. Nettelbeck (Eds.), *Psychological development: Perspectives across the life-span* (p. 289-294). North-Holland: Elsevier.
- Marsella, A.J., DeVos, G., Hsu, F.L.K. (Eds.) (1985). *Culture and self: Asian and Western perspectives*. New York: Tavistock.
- Markus, H.R., Kitayama, S. (1991). Culture and the self: Implications for cognition, emotion, and motivation. *Psychological Review*, 98, 224-253.
- Mead, G.H. (1934). *Mind, self, and society*. Chicago: Morris.
- Rosenberg, M. (1981). The self-concept: Social product and social force. In M. Rosenberg & R.H. Turner (Eds.), *Social psychology: Sociological perspectives* (p. 591-624). New York: Basic Books.
- Sampson, E.E. (1988). The debate on individualism: Indigenous psychologies of the individual and their role in personal and societal functioning. *American Psychologist*, 43, 15-22.
- Schlegel, U. (1993). Politische Einstellungen ostdeutscher Frauen im Wandel. *Texte zur politischen Bildung, Heft 5*, Leipzig.
- Sroufe, L.A. (1979). Socioemotional development. In J.D. Osofsky (Ed.), *Handbook of infant development*. New York: Wiley.
- Staub, E. (1986). A conception of the determinants and development of altruism and aggression: Motives, the self, and the environment. In C. Zahn-Waxler, E.M. Cummings, R. Iannotti (Eds.), *Altruism and aggression* (p. 135-164). Cambridge: Cambridge University Press.
- Tajfel, H., Turner, J.C. (1986). The social identity theory of intergroup behaviour. In S. Worchel, W. Austin (Eds.) *Psychology of intergroup relations. Second edition*. Chicago: Nelson-Hall.
- Triandis, H.C. (1989). The self and social behavior in differing cultural contexts. *Psychological Review*, 96, 506-520.

- Trommsdorff, G. (1994a). Psychologische Probleme bei den Transformationsprozessen in Ostdeutschland. In G. Trommsdorff (Hrsg.), *Psychologische Aspekte des sozio-politischen Wandels in Ostdeutschland* (S. 19-42). Berlin: DeGruyter.
- Trommsdorff, G. (1994b). Zukunft als Teil individueller Handlungsorientierungen. In E. Holst, J.P. Rinderspacher, J. Schupp (Hrsg.), *Erwartungen an die Zukunft* (S. 45-76). Frankfurt: Campus.
- Trommsdorff, G. (1994c). Empathy and prosocial action in cultural environments: A cross-cultural analysis. In T. Kindermann, J. Valsiner (Eds.), *Development of person-context relations*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Trommsdorff, G. (1994d). Regional and national identity as aspects of self identity. Paper presented at the 23rd International Congress of Applied Psychology in Madrid, Spain, 17.-22.7.1994.
- Trommsdorff, G. (1995). Individualismus aus der Sicht verschiedener Kulturen. In Kreyer, V.J. (Hrsg.), *Gesellschaft im Wandel. Bilanzen, Problemaufrisse und Antizipationen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Ein Forum*. Hamburg: Fromm-Verlag.
- Trommsdorff, G., Kobayashi, M. (1994). Empathy and prosocial behavior: German and Japanese children in cross-cultural comparison. Paper presented at the 6th Conference on Developmental Psychology, 28.8.-1.9.1993, Bonn.
- Trommsdorff, G., Reiber, E. (1994). National and European identity in West Germany. In E. Sousa (Ed.), *National and European identities in Europe*. Lisbon: Portugese Commission to EC/ISPA.
- Turner, J.C., Hogg, M., Oakes, P., Reicher, S., Wetherell, M. (1987). *Rediscovering the social group: A self-categorization theory*. Oxford: Basil Blackwell.
- Weisz, J.R., Rothbaum, F.M., Blackburn, T.C. (1984). Standing out and standing in: The psychology of control in America and Japan. *American Psychologist*, 39, 955-969.
- Wottawa, H. (1994). Veränderungen und Veränderbarkeit berufsrelevanter Eigenschaften im Ost-West Vergleich. In G. Trommsdorff (Hrsg.), *Psychologische Aspekte des sozio-politischen Wandels in Ostdeutschland* (S. 216-229). Berlin: DeGruyter.
- Zapf, W. (1994). Die Transformation in der ehemaligen DDR und die soziologische Theorie der Modernisierung. *Berliner Journal für Soziologie*, 3, 295-305.

Transformationsprozesse in Deutschland

Herausgegeben von Heinz Sahner
(Universität Halle-Wittenberg)

im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft
Sozialwissenschaftlicher Institute e.V. (ASI)

Leske + Budrich, Opladen 1995

In der ASI - Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e. V. - sind die gemeinnützigen sozialwissenschaftlichen Forschungseinrichtungen und Universitätsinstitute der Bundesrepublik zusammengeschlossen. Ziel der ASI ist die Förderung und Intensivierung der sozialwissenschaftlichen Forschung, insbesondere in ihrer empirischen Ausrichtung. Sie ist Träger des Informationszentrums Sozialwissenschaften (IZ) in Bonn, einer der drei zentralen sozialwissenschaftlichen Infrastruktureinrichtungen für die Sozialwissenschaftler (GESIS e. V.) in der Bundesrepublik Deutschland.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Transformationsprozesse in Deutschland hrsg. von Heinz Sahner
im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher
Institute e. V. (ASI) - Opladen: Leske + Budrich, 1995
ISBN 3-8100-1523-7
NF: Sahner, Heinz [Hrsg.]

© 1995 Leske + Budrich, Opladen

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für die Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und die Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Druck und Verarbeitung: Druck Partner Rübemann, Hemsbach

Printed in Germany

Inhalt

Heinz Sahner , Universität Halle-Wittenberg Vorwort Konturen des Transformationsprozesses	7
Nils Diederich , Freie Universität Berlin Einführung in das Thema Transformationsprozesse in Deutschland	13
Eugen Spitznagel , Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg Arbeitsmarktentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland	25
Toni Hahn , Brandenburgisches Institut für Arbeitsmarkt- und Beschäftigungsentwicklung e. V., Berlin Verläufe der Verarbeitung von Arbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern	51
Helmut Wiesenthal , Max-Planck-Gesellschaft, Humboldt-Universität Berlin Die Transformation der DDR: ökonomische, politische und kognitive Koordination	81
Hans Joachim Maaz , Evangelisches Diakoniewerk Halle Transformationsprobleme aus psychosozialer Sicht	105
Gisela Trommsdorff , Universität Konstanz Identitätsprozesse im kulturellen Kontext und im sozialen Wandel	117